

# Der Neubau des bernischen Konservatoriums

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 32

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646854>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

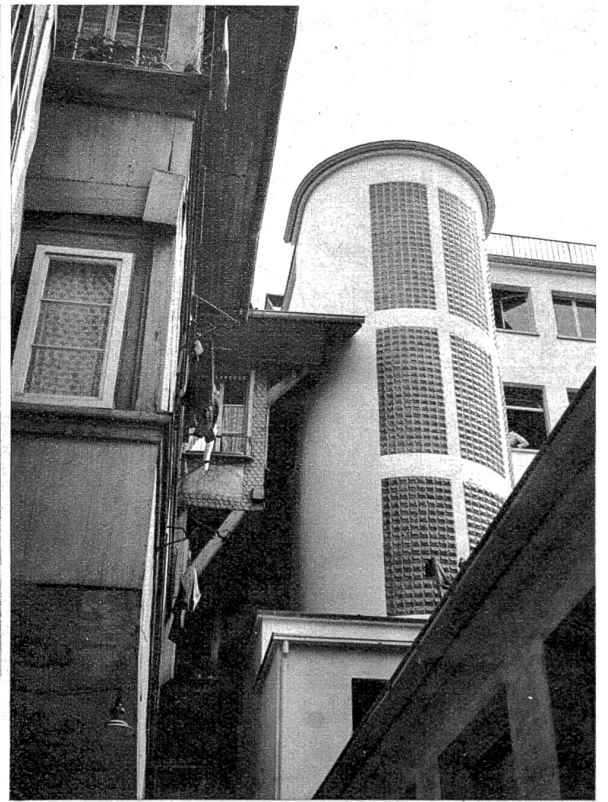
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Das neue Konservatorium im Straßensbild der Kramgasse.

Phot. Klameth



Ungewöhnlicher Baustil für Bern — wenn auch versteckt in der Hinterfassade — Phot. Klameth

## Der Neubau des bernischen Konservatoriums

treibt — langsam, aber sicher — seiner baldigen Einweihung entgegen. Mit der äußern Vollendung dieses modernen Mu-  
sentempels ist es nun selbst dem unvoreingenommensten Be-  
schauer klar geworden, daß da, mitten in einem der schönsten  
Straßenzüge der Welt, ein geradezu klassisches Schulbeispiel  
für den weitverbreiteten Irrtum entstanden ist: Man könne auf  
ein rechnerischer verstandesmäßiger Grundlage die erstrebens-  
werte Erhaltung des typischen, wertvollen Altstadtbildes mit  
den Forderungen einer neuzeitlichen, zweckgebundenen Bau-  
weise verquicken, ja vielleicht sogar zu einer allseitig ausgewo-  
genen Einheit verschmelzen. Es sind hier nicht einmal so sehr  
die einzelnen Schönheitsfehler, Folgen einer nicht zu Ende ge-  
dachten Konzeption, die den deprimierenden Eindruck eines  
bauunreifen Entwurfes hinterlassen. Es liegt auch wirklich nicht  
allein daran, daß man sich wieder einmal mehr nicht von den  
schmalen, aus früheren Jahrhunderten übernommenen Fenster-  
öffnungen zu trennen vermochte — ein fachlichkeitsstiefender  
Glaspalast wäre ja (in dieser Nachbarschaft) ebenso verfehlt  
gewesen —, es liegt auch nicht nur an den überdimensionierten  
und in trostloser Regelmäßigkeit angeordneten Dachlukarnen.  
Daß eine einigermaßen funktionell bedingte Fassadengestaltung  
nach einem bescheidenen Anlauflein — wobei der asymmetrisch  
angebrachte plastische Schmuck neben dem künstlerischen Zweck  
auch noch gleich die Aufgabe mit übernommen hat, sich für die  
Kühnheit zu entschuldigen, weil ganze drei Fenster im ersten  
Stockwerk etwas kürzer geraten sind als ihre übrigen in der  
gleichen Reihe stehenden Kollegen — im Sandstein verlaufen  
ist, den man (ehrlich währt am längsten!) als Folie und Fas-  
sadenfassade über das Beton- und Backsteinmauerwerk geklebt  
hat, um wenigstens äußerlich den Schein, das Gesicht zu wahren,  
ist ebenfalls nicht ausschlaggebend. Nein, das Krebsübel  
liegt viel tiefer und viel weiter zurück — in der Tatsache, daß  
die Baumeister unsrer Zeit zwar über ein ausgezeichnetes tech-  
nisches Rüstzeug zu verfügen pflegen, daß sie rein konstruktiv  
zweifelloso auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen, daß ihnen je-  
doch fast durchwegs die gefühlsmäßige Seite des Problems ein  
Buch mit sieben Siegeln bleibt. Weil sie keine (oder dann gleich  
zu viel) Phantasie haben — zu wenig Künstler sind. Eine so  
ausgesprochen gefühlsbetonte Baugesinnung wie die des alten  
Bern, die von der Frühgotik bis zum Spätbarock reicht und  
dennoch eine geistige Einheit bildet, verlangt vom Architekten  
einerseits weitgehende Anpassung an das Bestehende (sofern es  
erhaltungswürdig ist), andererseits aber auch eine lebendige bau-  
liche Weiterentwicklung innerhalb des organisch gewachsenen

Stadtkerns. Und nur beides zusammen ist wohlverstandene  
Bautradition! Denn der Reiz Alt-Berns besteht ja nicht nur in  
seinem einzigartigen Laubensystem, sondern unter anderem auch  
in der Ausnützung topographischer Voraussetzungen (daher die  
„malerische“ Linienführung der Gerechtigkeitsgasse—Kram-  
gasse!) und in der intuitiven Beherrschung der Grundsätze einer  
auch seelischen Bedürfnissen Rechnung tragenden Bautechnik.  
Es ergeht somit an alle gegenwärtigen und zukünftigen Haus-  
und Städtebauer der eindringliche Appell, weniger mit dem  
Reißbrett vor dem Kopf als vielmehr mit dem Herz in der  
Hand zu arbeiten.

Das neue Konservatorium sprengt jedoch mit seiner mäch-  
tigen, viel zu wenig gegliederten Fassade recht unharmonisch (!)  
und geradezu undemokratisch das bisher (trotz seiner Stil-Viel-  
heit) so einheitliche Baugespräge der Kramgasse. Jahrelang litt  
die stadtbernerische Musikschule an Lebensraumangel und bau-  
licher Zersplitterung — und jetzt, nach erfolgter Zentralisation  
und Expansion, fällt man aus der betonten Zurückhaltung frü-  
herer Zeiten in das gerade Gegenteil. Diese nüchterne, hart-  
eckige Fassade beherrscht, tyrannisiert nun einen Straßenzug,  
von dem an der Laupenschlachtfest 1939 Bundesrat Etter  
sagte, er sei der schönste in der ganzen Welt. Das zwischen zwei  
Fensterreihen asymmetrisch und etwas unorganisch angebrachte  
Hochrelief des Bildhauers J. Probst (Basel) versucht, mit (für  
Bern) kühnen künstlerischen Mitteln die architektonische Schroff-  
heit, den Mangel an baulicher Anpassungsfähigkeit zu mildern  
und gleichzeitig der Nachwelt einen plastischen Ein- und Aus-  
druck davon zu vermitteln, wes Geistes Kind das Jahr 1940  
gewesen sein muß.

Besonders kraß äußert sich der Gegensatz zwischen alt und  
neu aber hinter der allzu korrekten Hauptfassade, nämlich über  
dem engen Schalgäßchen, wo die denkbar kompliziertesten Eis-  
senbetonkonstruktionen des Treppenturmes in das baufällige  
Holzwerk des Nachbarhauses übergreifen — Gegensätze, die sich  
(unangenehm) berühren, schneiden. Ein Anblick gräßlich und  
gemein. Dafür wird der größere der beiden Säle im Konser-  
vatoriumsneubau, der mit der Empore 300 Sitzplätze faßt, in  
Zukunft auch den Stadtratsitzungen dienen. Diese Luftverände-  
rung dürfte zur Folge haben, daß sich die Herren Stadtväter  
bald einmal (dem Genius loci zu Ehren) nur noch liebevoll  
anfangen, und daß sie für Kreditbegehren und andre Sonder-  
wünsche ein noch empfindlicheres Musikgehör haben werden. th.